

Objektyp: **Advertising**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **97 (1971)**

Heft 52

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

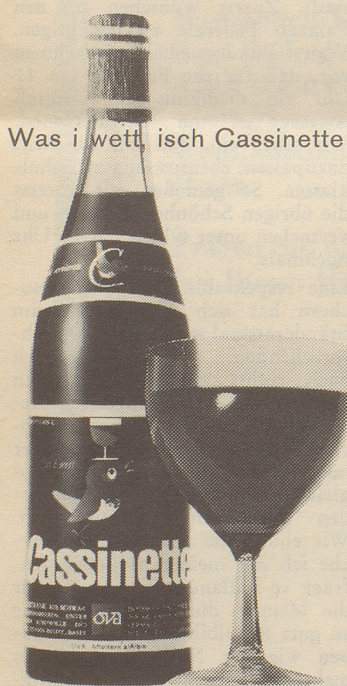
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



IMPORT: Berger & Co., 3550 Langnau

Apropos Mars:

Die Marsbewohner – wenn es sie gäbe –, werden von den Witz-Zeichnern fast auf der ganzen Welt als kleine grüne Männchen, mit Fühlern auf dem Kopf und einer Trompeten-Nase, dargestellt. Dabei wären sie, wenn es sie gegeben hätte, uns wahrscheinlich ähnlicher gewesen als es uns lieb wäre. Allerdings: da es auf dem Mars weder Zürich, noch eine Bahnhofstraße darin gibt, hätten sie sicher keine Möglichkeit gehabt, so schöne Orientteppiche, wie Vidal in Nr. 31 sie offeriert, zu kaufen. Und das ist schon ein Unterschied!



Was i wett, isch Cassinette

Cassinette ist gesundheitlich wertvoll durch seinen hohen Gehalt an fruchteigenem

Vitamin C

Ein OVA-Produkt

stößt eine Unbekannte zu uns mit der Bemerkung, leider verstehe sie auch nur italienisch. Bei der englisch sprechenden Gruppe befinden sich vier Personen gegen fünf bei uns, doch kommen die halt vermutlich von ennet dem großen Wasser, mit abgewerteten Dollars, so daß man zu ihnen besonders aufmerksam sein muß. Am Abend des unvergeßlich schönen Tages kommt nun aber die 15jährige mit der Anfrage, warum bei uns in der Schweiz ausgerechnet englisch als weitere Fremdsprache gesprochen werde? In der Schule im Tessin hätte sie gelernt, italienisch sei Landessprache.

Da wirkt sich nun meine Bildungslücke als Staatsbürgerin schon vor den ersten Nationalratswahlen aus. So bin ich der Tochter die Antwort bis heute schuldig geblieben.

Gritli am Waldrand

Liebes Gritli, ich weiß Dir ein Gegenstück. Ich wohne in einer Deutschschweizer Stadt und meine Haushaltshilfe kommt aus dem Welschland. Nun hätte Sie gerne die Konsumtenzeitung einer großen Verteilerorganisation auf französisch gehabt, von der ich ihr versicherte, es gebe sie in jedem der Läden. Und sie behauptete, nein. Nur deutsch und italienisch, sonst nichts. Ich ging und schaute nach und siehe, es stimmte. Auf meine Reklamation kam ein netter Bescheid: nein, auf französisch gebe es das Blatt nur noch in der welschen Schweiz, aber man könne für Mademoiselle X. jeweils ein Exemplar besorgen. Was dann auch geschah.

In unserer Stadt hat es Tausende von Welschen. Die haben alle in der Schule gehört, daß Französisch bei uns eine der Landessprachen sei.

Es gibt seltsame Sachen.

Die großen Beigen von heimischen Zeitungen in den Läden sind natürlich nicht nur für die Tessiner, sondern für die Italiener aufgelegt, was ja auch in Ordnung ist, aber weshalb sollen deswegen die Welschen zukurzkommen? B.

Steuer- gegen Fremdarbeiterpolitik

Unser Land kennt noch immer das Fremdarbeiterproblem. Deshalb sage ich eines Tages zu meiner Angestraften: «Werde doch wieder berufstätig! Die Kinder sind ja bald erwachsen. So kannst du wenigstens eine Fremdarbeiterin ersetzen.» Aber sie will nicht. Unsere Steuerprogression würde uns um die Früchte der Arbeit bringen, da unsere Einkommen für die Besteuerung zusammengezählt würden, und halb gratis oder bloß für den Staat arbeite sie nicht. Ich habe nachgerechnet und festgestellt: es stimmt. Kommt also nicht in Frage. Soll man nun in einem solchen Fall resignieren und zusehen, wie dafür Ausländer eingestellt werden?

Ich gestatte mir einen anderen Vorschlag: Lassen Sie sich, wenn Ihre Frau arbeiten will, doch

scheiden! – Keine Angst, Sie brauchen sich deshalb nicht auch wirklich zu trennen. Das Vorgehen ist übrigens einfach: Lassen Sie sich z. B. als ungetreuen Ehemann erzipen mit unverdächtigen Zeugen. Von da an geht alles ganz glatt: Scheidungsklage, Gerichtsverhandlung usw. Das übrige bleibt beim alten. Sie machen Ihre Ehemalige zur Geliebten, sorgen großzügig für Ihre Kinder (dazu sind Sie sogar verpflichtet und die Kosten sind in der Steuererklärung abziehbar) und wohnen weiterhin friedlich unter demselben Dach (in gewissen Kantonen müssen Sie allerdings getrennte Schlafzimmer nachweisen!). Sie haben wieder die alte Plage mit den Kindern und dem Haushaltsgeld usw. Nur eines ist neu: Sie und Ihre «Frau» werden fortan getrennt besteuert, denn jetzt sind Sie «geschieden».

So würde etwa die Lösung aussehen, die unser Steuerwesen nahelegt, wenn Verheiratete einen Beitrag zur Einschränkung der Fremdarbeiter leisten wollen.

PS. Vergessen Sie nicht, allfällige Güterrechtsverträge den neuen Verhältnissen anzupassen!

Salomo im «Bund»

Il Rimbambimento

Man setzte sich zu Tisch. Vater entfaltete nachdenklich seine Serviette. Das war man gewöhnt. Wenn zum Essen gerufen wurde, mußte er fast immer einen Gedanken beiseite legen, und während der Suppe weilte er noch bei dem Haufen Papierfetzen und gebrauchten Briefumschlägen, die mit Hieroglyphen eigener Erfindung bedeckt, darauf warteten, in die Maschine geschrieben zu werden. Darüber verlor man kein Wort.

Heute aber sagte Vater, er war damals um die vierzig: «Liebe Marie, mir ist etwas Sonderbares zugestoßen. Ich habe im Lesezimmer der Universität in der guten alten «Post» einen Bericht gelesen. Er war in ganz gewöhnlichen Worten verfaßt, aber ich habe ihn einfach nicht verstanden. Mein verehrter Kollege Georg Friedrich besah sich ebenfalls den Passus, schüttelte den Kopf und sagte in seiner abgeklärten Art: Das ist der typische Fall, den man auf italienisch «il rimbambimento» das Kindischwerden nennt. Auf italienisch klingt es netter. Die Tatsache bleibt dieselbe.»

Seine Frau hatte aufmerksam und schließlich leise lächelnd zugehört, dann überflog sie die fragliche Stelle und las laut vor: «Das geehrte Publikum ist eingeladen, der Verglasung der Schwestern Hintermaier auf dem Rabenplatz beizuwohnen.» «Nun», fragte sie die Tafelrunde, «verstehst das jemand?» Alle verneinten unisono. «Also gut», sagte sie resolut, «das

ist für morgen abend um sechs angezeigt. Wir gehen hin.»

Am andern Tag zogen die Eltern und die halbwüchsige Tochter zum Rabenplatz. Man rätselte noch immer an dem Text herum. Wer waren die Geschwister Hintermaier, wie wurden sie verglast, wie entglast? Das war jedenfalls dem Töchterchen klar, daß man nicht jemand in Glas verzaubern und in diesem zerbrechlichen Zustand seinem Schicksal überlassen konnte.

Als die Gesellschaft auf den Rabenplatz kam, war er gestoßen voll Neugieriger, so daß man nur Schritt für Schritt vorwärts kam. Da stand auch der Notar, Doktor Lehmann, und trat lachend den Näherkommenden entgegen. «Was, Sie kommen auch hierher, um sich dieses Affentheater anzusehen?» «Nun schließlich sind Sie ja auch da, mein Lieber», sagte der Professor. Der Familiennotar hob lehrhaft den Zeigefinger. «Das ist nun eine andere Sache. Ich bin in meiner Eigenschaft als Jurist hier.» Frau Professor sagte lachend: «Verehrter Herr Doktor, wenn heutzutage in unserem Leibblatt Berichte aufgenommen werden, die ein Rätsel mit sieben Siegeln sind, dann muß man wohl einen Augenschein vornehmen.» «Wieso?» fragte Lehmann erstaunt. «Nun, es geht doch hier um die Verglasung der Geschwister Hintermaier – wie geht das wohl vor sich?»

Da führte der immer gefällige Notar uns mit sichtlicher Erheiterung an den Tatort: das war ein mäßig großer und wenig hoher Raum aus Glaswänden. Er war mit zwei Ruhebetten ausgestattet. Einige Kisten mit Mineralwasser standen umher und zu des Töchterchens unaussprechlichem Staunen hingen eine Anzahl bunter Mieder, immer zwei enger als die anderen, an einem Seil. Das größte Paar mußte für eine Walküre bemessen sein, von der man getrost sagen konnte: «So schreiten keine ird'schen Weiber.» Stilles Staunen, bis jemand fragte: «Was bedeutet das?» «Das bedeutet», sagte der Notar, «daß Fräulein Nanette und Paulette Hintermaier sich entschlossen haben, eine vierzigstägige Hungerkur durchzumachen. Ich, als Notar, muß Zeuge sein, daß alles mit rechten Dingen zugeht, die Verglasung absolut sicher und kein Lebensmittelschwindel möglich ist.»

Einen Augenblick blieb man vor Staunen stumm. Dann aber lachten alle. Man sah atemlos zu, wie die üppigen Schwestern lässig und selbstbewußt sich dem Volke zeigten, das jubelnd seine Späße machte und andächtig zusah, wie die beiden Schönen sich in ihrem Raum gemütlich machten. Dann wurde der Käfig, notariell beglaubigt, geschlossen. Der Unternehmer hielt eine schwungvolle Rede, während unsere Familie den